

Schmauchen und schmachten

Eine spanische Tabakdiskussion

Im Café Sandor lässt sich trefflich über Tabak streiten. Zwar hat das Sandor als einstiges Lieblingslokal von Barcelonas franquistischen Bonvivants einen etwas zwiespältigen Ruf. Die mich dorthin bat, ist indessen keiner ideologischen Nähe zur vormaligen Klientel verdächtig. Die uruguayische Schriftstellerin Cristina Peri Rossi musste sich in den 1970er Jahren selbst ins spanische Exil absetzen und lebt seither in Barcelona. Als Experte in Sachen Tabak ausgewiesen ist sie durch einen Essay, der auf deutsch unter dem Titel «Die Zigarette» erschienen ist, und mit dem sie sich den ärztlich verordneten Abschied von derselben sozusagen vom Leib geschrieben hat.

An diesem Nachmittag bot sich uns im Sandor ein wahrhaft klassisches Bild dar. Ein Caballero liess sich nämlich von dem zum Etablissement gehörigen Schuhputzer die Stiefel wischen, während er genüsslich seine Havanna rauchte. Wie aber lässt sich das mit Spaniens neuem «Antitabakgesetz» vereinbaren? In Lokalen unter hundert Quadratmetern – das Café Sandor misst zweifellos deren 99 – darf vorläufig weiter geraucht werden, wenn die Wirte dies zulassen; und sie lassen es praktisch immer zu. Als wenig wirksam hat sich das Gesetz allerdings auch dort erwiesen, wo Raucher allenfalls in einer separaten Zone geduldet werden sollten. Namentlich in Discotheken wird es selten eingehalten. Sollten sich Spaniens Raucher als erste der Welt als renitent erweisen?

Mit ausdrücklicher Genehmigung der Schriftstellerin, die seit sechs Jahren dem Laster entsagt, steckte auch ich mir alsbald eine Zigarette an. Und empfand doch umgehend jenes Unbehagen, das den zeitgenössischen Raucher immer öfter befällt. Rückte ein wenig von ihr ab und blies den Rauch krampfhaft in die andere Richtung. Da waren wir nun bei unserem Thema angelangt: dem Raucher als Paria anstatt – wie einst – als Glamourgestalt. «Was mir wirklich Zustände bereitete, als mir der Arzt das Rauchen verbot, war nicht die Aussicht, heute, morgen oder in zwei Wochen nicht rauchen zu dürfen. Aber *nie* mehr?» sagte sie augenrollend. Es hiess, von jenem Idealbild Abschied nehmen, das Cristina Peri Rossi am Anfang ihres Buches schildert, verkörpert durch

eine Dame, die sie als junges Mädchen – in Montevideo um 1950 ein höchst extravaganter Anblick – allein in einem Kaffeehaus sitzen sah, rauchend. Diese Frau wollte sie werden.

Die Figuren, die in George Clooneys «Good Night, And Good Luck» die CBS-Studios vollqualmen, haben wenig mit einem Bogart, einer Rita Hayworth gemein. Die Zigarette zwischen ihren Fingern, zwischen ihren Lippen, hat nichts Verführerisches. Es sind reine Suchthaufen; allerdings offenbar noch frei von der Beklemmung und den Schuldgefühlen, mit denen wir Heutige rauchen. Als Gegenmittel bleibt uns nur der Sarkasmus. Dem Raucher wird auf jeder Zigarettenpackung ein schmerzhafter und langsamer Tod verheissen. «Auf einem Plakat in Montevideo hat jemand unter die Drohung den Satz gesprayt: «Ich habe keine Eile»», lachte Cristina Peri Rossi. Fortan verlief das Gespräch mit vertauschten Rollen – die Nichtraucherin hält die obrigkeitlichen Verbote für heuchlerisch, der Raucher hingegen ist für sie im Grunde dankbar.

«Der Staat toleriert Drogen wie Crack, die Jugendliche in kürzester Zeit zugrunderichten», ereiferte sie sich, «und unternimmt dafür diesen Feldzug gegen ein allenfalls langfristig schädliches Stimulans.» Anscheinend sei es einfacher, ein individuelles Laster zu bekämpfen als die Mafiabanden, die die harten Drogen wie nie zuvor durch Verbilligung der Ware demokratisiert hätten.

«Dasselbe tat die Tabakindustrie, als sie auf das spanische Gesetz mit enormen Preissenkungen reagierte, womit sie zugleich ihre unglaublichen Gewinnmargen offenlegte», entgegnete ich. Allerdings zog die Regierung umgehend wieder die Steuerschraube an, um den Verkauf von Schachteln zum Preis von 1,30 Euro zu unterbinden. (Zur Zeit kosten die billigsten einiges über 2 Euro.)

«Es ist immer leichter, dem äusseren Gesetz zu gehorchen als dem innern», machte sie geltend. Darin immerhin waren wir uns einig. Denn was mich als Raucher verblüfft, ist die eigene Bereitwilligkeit, Einschränkungen zu akzeptieren. Im Flugzeug zunächst: nach der Mahlzeit noch der instinktive Griff in die Westentasche, dann vergisst man's. Dito

aber, wie jeder spanische Raucher nun im Restaurant an sich selbst beobachten kann, überhaupt nach Tisch.

«Ich rauchte», bemerkte sie, «stets auch zwischen den Gängen – aus Ungeduld. So dass ich zuweilen glaubte, ich esse, um zu rauchen.» Ihr Buch behandelt natürlich auch ausgiebig die «Zigarette danach». Jean Baudrillard schrieb einmal, wenn es diese nicht mehr gebe, sei es vielleicht auch um die Liebe geschehen. «Sollte man sein Leben lang nur Liebe gemacht haben um des Vergnügens willen, die Zigarette danach zu teilen?» fragte nun auch Cristina Peri Rossi. Nicht umsonst ist übrigens von allen Warnaufdrucken derjenige, der dem Raucher Impotenz verheißt, der weitaus pein- oder doch unliebsamste.

Die spanischen Raucher werden sich, wie vor ihnen Amerikaner, Iren und Italiener, mit den Restriktionen abfinden – selbst wenn sie noch verschärft werden. Weil wir Verbote insgeheim herbeisehnen. Und nach uns werden Franzosen, Deutsche, Schweizer kommen. Wir werden – wenn wir denn trotz allem weiterrauchen – vielleicht sogar wieder ein wirkliches Genussmittel aus der Zigarette machen. Vor den Bars zusammenstehen, dort mit andern Süchtigen anbandeln und uns, geächtet zwar und mit rasselndem Brustkasten, besser als all die uncoolen Memmen im rauchfreien Innern unterhalten.

Cristina Peri Rossi, *Die Zigarette*. Berenberg, Berlin 2004, 165 S., € 21,50.